

Lange schweigt Baba Gawis. Seine Stirn ist tief gefurcht, der Mund unter dem dichten, schwarzen Bart fast unsichtbar. Auf dem Kopf trägt der hochgewachsene Mann einen Turban, der aus einem Wollband gewickelt ist und ihn als jesidischen Geistlichen ausweist. „Wir Überlebenden sind genauso tot wie die Ermordeten“, murmelt er unvermittelt. „So ein Leben brauchen wir nicht.“ Dabei ist es eigentlich die Aufgabe eines religiösen Oberhauptes, die Gläubigen zu trösten.

Doch Baba Gawis, Wächter des jesidischen Heiligtums in Lalisch, hat keine Kraft mehr. Er fühlt sich nach den Massakern des „Islamischen Staates“ wie jemand, der den Untergang seines Volkes und seiner jahrhundertealten Religion mit ansehen muss. Besucher empfängt der fromme Mann in einem winzigen Zimmer mit Fototapete, abgewetztem Ecksofa und zugigem Fenster. „Wo gibt es im Leben noch Platz für uns?“, sinniert er, bevor er seine Nerven mit einer Zigarette beruhigt. 73-mal in ihrer Geschichte seien die Jesiden verfolgt und massakriert worden, rechnet er vor. Doch so ein Inferno wie Daesh, wie hier alle die IS-Terrormiliz abfällig titulieren, habe sich niemand vorstellen können. 2000 bis 3000 Männer wurden auf der Stelle erschossen, über 5000 Frauen und Kinder aus ihren Dörfern nach Mossul verschleppt und die Mädchen und jungen Frauen als Sex-Sklavinnen missbraucht – ein Kriegsverbrechen, das der Minderheit ihr moralisches Rückgrat brechen soll.

Seit jenem Schicksalstag, dem 3. August 2014, als die IS-Gotteskrieger zum ersten Mal mit ihren Jeeps in die jesidischen Dörfer der Sindschar-Ebene einfielen, ist Baba Gawis rund um die Uhr für seine verzweifelten Besucher da. Lalisch, etwa 60 Kilometer von Dohuk entfernt, ist ihr Pilgerzentrum. Vor 2014 kamen jedes Jahr Zehntausende die schmale Straße hin-

Die meisten Vertriebenen hausen in fensterlosen Rohbauten, in Garagen und feuchten Kellern

auf, die sich durch das Karst-Gebirge schlängelt. Jetzt ist die Anlage mit den drei gerippten Spitztürmen praktisch menschenleer. Nur eine Handvoll junger Männer kümmert sich um die 366 Olivenölkerzen auf dem Gelände, die rund um die Uhr als ewige Lichter brennen. Mehr als die Hälfte der 800 000 irakischen Jesiden hat alles verloren. Allein in der Region um die Stadt Dohuk, in der normalerweise 1,3 Millionen Menschen wohnen, sind 750 000 Flüchtlinge gestrandet, darunter auch 250 000 Syrer und Zehntausende irakische Christen. Überall in den Ortschaften und entlang der Straßen sieht man Zeltlager oder provisorische Hütten. Im Dorf Baadre, wo die deutsche Diakonie die Lebensmittelversorgung organisiert, hat sich die Zahl der Familien von 1300 auf 2650 verdoppelt. Die meisten Vertriebenen hausen in Rohbauten ohne Fenster, in Garagen oder feuchten Kellern.

Im Winter war es in den Räumen bitterkalt, bis minus 20 Grad, im kommenden Sommer dagegen werden die Temperaturen auf über 40 Grad steigen. Viele hier quälen sich mit Gedanken an ihre verschollenen Angehörigen, wie die 31-jährige Wasira Hamu*, die sich mit ihren drei kleinen Kindern retten konnte. Sechs ihrer Brüder wurden von den Dschihadisten gekidnappt, von Vater, Mutter und einer Schwester fehlt ebenfalls jede Spur. An manchen Tagen gehe es einigermassen, sagt sie, aber dann werde sie wieder von Angst geschüttelt, etwa an dem Morgen, als



Blick auf das Lager Gali Zakho im Nordirak – 13 000 Menschen hausen dort in 3000 Wohncontainern. Fotos: Katharina Eglau

Leben in der Schockstarre

Die Jesiden im Nordirak fürchten nach den Massakern des IS um ihre Existenz. Selbst die geistlichen Führer sind demoralisiert und haben kaum Hoffnung für die verfolgte Glaubensgemeinschaft. 1000 jesidische Frauen werden nun in Deutschland therapeutisch behandelt

VON MARTIN GEHLEN



Wasira Hamu ist mit ihren drei Kindern vor dem IS geflohen.



Baba Gawis, der geistliche Leiter des Jesidenheiligtums in Lalisch

Meldungen die Runde machten, der IS habe in Tal Afar 300 jesidische Geiseln ermordet.

Alle sechs Familien in dem zweistöckigen Rohbau an der Hauptstraße wissen, dass ihr Leben niemals mehr so sein wird wie früher. Das Vertrauen in die einstigen arabischen Dorfnachbarn ist zerstört. Viele haben als Komplizen bei den IS-Untaten mitgemacht. „Ich kann diesen Leuten nie mehr in die Augen sehen“, sagt ein älterer Mann. Und so wollen die meisten nur noch eins – weg aus dem Irak, auch wenn das ihre Zerstreuung in der Diaspora und das Ende ihrer Religionsgemeinschaft bedeutet, die seit Urzeiten mit dem Boden der Sindschar-Region verwurzelt war. „Wer garantiert uns, dass sich alles in den nächsten Jahren nicht wiederholt?“, fragt Mamou F. Othman vom Hohen Rat der Jesiden, der einzige seiner Volksgruppe, der es im Irak für kurze Zeit bis zum Minister gebracht hat. In seiner Wohnung hängt ein Foto mit dem damaligen deutschen Bundespräsidenten Horst Köhler, aufgenommen Ende 2004, als das erste irakische Kabinett nach dem Sturz von Saddam Hussein in Berlin zu Be-

such war. „Ich habe größtes Misstrauen gegen den Islam“, sagt der 63-Jährige, der als junger Mann gut zwei Jahrzehnte in Berlin gelebt hat und jetzt an der Universität Dohuk das Zentrum für Europä-

Eine Religion ohne Heilige Schrift

Die Jesiden sind eine religiöse Minderheit unter den mehrheitlich muslimischen Kurden. Ihre ursprünglichen Siedlungsgebiete liegen im Nordirak und im Südosten der Türkei. Das Grab von Scheich Adi ibn Mustafir, der im 12. Jahrhundert lebte, ist ihr wichtigstes Heiligtum. Für die Jesiden war er die Inkarnation eines



sche Studien leitet. Und dann erzählt er die Geschichte vom kleinen jesidischen Jungen, der mit seinen Eltern kürzlich aus dem IS-Machtbereich zurückkam. Jeden morgen sei der Kleine um fünf Uhr

Engels. Das Jesidentum kennt keine Heiligen Schriften. Der Glaube wird überwiegend mündlich und durch Lieder überliefert.

Die Mitgliedschaft ergibt sich durch Geburt, wenn beide Elternteile jesidischer Abstammung sind. Eine Heirat mit Andersgläubigen hat den Ausschluss aus der Religionsgemeinschaft zur Folge.

Seit Ende des Irakkrieges 2003 sind die Jesiden zur Zielscheibe fundamentalistischer Muslime geworden. Das führte dazu, dass mehrere Zehntausend Jesiden aus dem Irak nach Europa und Nordamerika geflüchtet sind. Dramatisch zugespitzt hat sich die Lage im vergangenen Jahr. Die Terrormiliz IS betrachtet Jesiden als ungläubige „Teufelsanbeter“, verfolgt und ermordet sie. (ksta)

aufgestanden und habe gebetet. „Du bist in Dohuk in Sicherheit, du hast nichts mehr zu befürchten“, versuchten die Eltern ihr Kind zu beruhigen. Doch der ließ sich nicht abbringen. „Wenn ich das nicht mache, werden sie mich töten“, antwortete er immer nur.

Fast jeden Tag kommen inzwischen jesidische Frauen und Kinder aus den IS-Gebieten zurück mit neuen Berichten über Misshandlung und Demütigung, Betrug und Verrat. 1500 der 5000 Verschleppten sind wieder bei ihren Familien. Einige Geiseln konnten mit Hilfe kurdischer Geheimdienstler fliehen, andere wurden von Verwandten freigekauft, wie vor einer Woche Basma Sharaf*, für die ihr tunesischer Besitzer in der syrischen Stadt Tabka 10 000 Dollar verlangte.

Zuvor hatte sie in Mossul als Sklavin bei einer arabischen Familie schuftet müssen. Ihre Rippen schmerzen noch heute von dem Sturz, als ihre Peinigerinnen sie die Treppe hinunterstießen. Und der Sohn der Familie sei unverheiratet gewesen. „Für eine vergewaltigte Frau ist das Leben die Hölle“, sagt die 34-Jährige, die aus dem jesidischen Dorf Kocho stammt und am

15. August zusammen mit ihren beiden jüngeren Schwestern Faiza und Vian verschleppt wurde. „Wir können nicht mehr lachen. Wir müssen ständig daran denken, was uns zugestoßen ist.“ Vater und Mutter sowie einer ihrer vier Brüder werden immer noch vermisst.

Im Flüchtlingslager Gali Zakho, wo unweit der Grenze zu Syrien 13 000 Menschen in 3000 Wohncontainern leben, kümmert sich ein Krisenteam der deutschen Organisation Wadi um verstörte Neuankömmlinge wie Basma. Wadi hat sich seit zwei Jahrzehnten der Stärkung von Menschenrechten, speziell Frauenrechten, im Nahen Osten verschrieben. Seine jesidischen Mitarbeiterinnen kennen die strikten Traditionen und Tabus ihrer Kultur. Sie wissen, dass sich

Viele der sexuell missbrauchten Frauen sind selbstmordgefährdet

Jan Ilhan Kizilhan, Psychologe

viele junge Frauen niemandem anvertrauen können und vor ihrer Familie voller Scham verbergen, was sie durchgemacht haben. So besorgen sie ihnen heimlich Schwangerschaftstests oder vermitteln eine Abtreibung im Krankenhaus. „Lieber sterbe ich, als dass ich ein Daesh-Kind zur Welt bringe“, flehen die Schwangeren sie an. Manchmal werden die Helferinnen auch mitten in der Nacht gerufen, weil sich eine der Gepeinigten die Pulsadern aufschneiden will.

Von ihren Erinnerungen geplagt wird auch Faiza, die jüngste der drei entführten Schwestern Sharaf. Nachts mache sie kein Auge zu. Immer und immer wirbeln Bilder durch ihren Kopf, „was die mit uns gemacht haben“. In Mossul seien jeden Abend bärtige IS-Kämpfer in das Gebäude gekommen, aber auch Männer aus Syrien oder Saudi-Arabien in Zivilanzügen, und hätten sich unter den gefangenen Frauen die Schönsten ausgesucht. Die 17-Jährige wurde – wie ihre Bewacher zynisch deklamierten – reserviert für den IS-Emir. Ihr erster Fluchtversuch misslang, weil ihr früherer Gymnasiallehrer unter dem Vorwand, ihr zu helfen, sie wieder an die Terrormiliz auslieferte. Nach drei Monaten konnte sie schließlich mit Hilfe kurdischer Schleuser entkommen – verhüllt mit einer einer Abaya, dem in der arabischen Welt typischen fußlangen Frauenmantel. „Wenn ich nur irgendwie könnte, ich würde nicht einen Tag länger in diesem Land bleiben“, sagt sie.

So wie die mittlere Schwester Vian, die inzwischen in Deutschland ist. Zuflucht fand sie in Baden-Württemberg – das Land hat ein spezielles Therapieprogramm für 1000 schwer traumatisierte jesidische und christliche Frauen eingerichtet. „Die Familien sind völlig überfordert. Viele der sexuell misshandelten Frauen sind akut selbstmordgefährdet. Wenn sie nicht behandelt werden, werden sie nicht überleben“, sagt der Psychologe Jan Ilhan Kizilhan, der im Auftrag Baden-Württembergs die Opfer in den nordirakischen Lagern aufsucht und begutachtet.

Wie tief eingeebort deren Wunden sind, erlebten die deutschen Helfer, als sie Ende März per Linienflug die ersten 23 Frauen mit nach Deutschland nehmen wollten. Beim Umsteigen in Istanbul kreuzten sich deren Wege zufällig mit einer Gruppe Mekkapilger mit Bärten und langen Gewändern. Durch diesen Anblick gerieten die jesidischen Frauen derart in Panik, dass ihnen die deutschen Begleiter ein Beruhigungsmittel geben mussten. Erst danach waren sie in der Lage, den Flug nach Stuttgart fortzusetzen.

* Die Namen der jesidischen Frauen wurden geändert.